

(Nachdruck verboten.)

35]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Später erzählte man, daß Sundermann sogar insgeheim Saccard den Ankauf eines uralten Hauses in der Rue de Londres erleichterte, welches der letztere einzureißen beabsichtigte, um an dessen Stelle das Hotel seiner Träume zu errichten, den Palast, in welchem er sein Werk prunkvoll unterbringen wollte. Es war ihm gelungen, den Aufsichtsrat zu bereeden, und schon Mitte Oktober gingen die Arbeiter ans Werk.

Am Tage der feierlichen Grundsteinlegung war Saccard gegen vier Uhr auf dem Zeitungsbureau und wartete auf Zantron, der befreundeten Blättern Berichte über die Festlichkeit überbrachte, als er den Besuch der Baronin Sandorff empfing. Zuerst hatte sie nach dem Hauptredakteur gefragt und war dann, wie von ungefähr, auf den Direktor der Univerfelle gekommen, der in zuvorkommenster Weise für alle gewünschte Auskunft sich ihr zur Verfügung gestellt und sie in ein reserviertes Zimmer am Ende des Ganges geführt hatte. Hier gab sie beim ersten Angriff nach. Sie war zum Voraus zu diesem Zugeständnis entschlossen gewesen.

Aber eine Komplikation trat ein, indem Frau Karoline, die gerade im Montmartreviertel zu thun hatte, ebenfalls heraufkam. Sie fand sich manchmal unerwartet ein, um Saccard eine Antwort zu bringen, oder einfach nach Neuigkeiten zu sehen. Zudem kannte sie Dejoie, den sie hier untergebracht hatte, und pflegte einen Augenblick plaudernd bei ihm zu weilen, glücklich über die Dantbarkeit des Mannes. Heute fand sie ihn im Wartesaal nicht vor und trat auf den Gang hinaus. Sie stieß auf ihn, als er von der Thüre wegging, an welcher er gehorcht hatte. Das war jetzt bei ihm zur Krankheit geworden; mit fieberhafter Aufregung hielt er sein Ohr an jedes Schlüsselloch, um die Börsengeheimnisse zu erfassen. Aber was er diesmal gehört und verstanden hatte, brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit; er hatte ein unsicheres Lächeln auf den Lippen.

„Er ist da drin, nicht wahr?“ fragte Frau Karoline und wollte weitergehen.

Er hielt sie an, überrascht, stammelnd und ohne Zeit zu einer Lüge zu finden.

„Ja, er ist da, aber Sie können nicht hinein.“

„Wieso? Ich kann nicht hinein?“

„Nein, er ist mit einer Dame.“

Sie wurde ganz bleich.

„Wer ist die Dame?“ fragte sie kurz.

Er hatte keinen Grund, ihr, seiner Wohlthäterin, den Namen zu verschweigen, und flüsterte ihr ins Ohr:

„Die Baronin Sandorff . . . O, schon lange schleicht sie um ihn herum!“

Einen Augenblick blieb Frau Karoline starr und regungslos. Im Schatten des Hausganges konnte man die fahle Blässe ihres Gesichts nicht wahrnehmen. Witten durch das Herz war ihr ein so stechender, so peiniger Schmerz gefahren, wie sie sich keines ähnlichen erinnern konnte; die Verblüfftheit über diese gräßliche Wunde nagelte sie an Ort und Stelle fest. Was sollte sie jetzt thun?

Und wie sie noch willenlos, betäubt dastand, trat Marcelle, die heraufkam, um ihren Mann abzuholen, fröhlich auf sie zu. Neulich hatte sie die junge Frau kennen gelernt.

„Ah, Sie sind es, liebe, gnädige Frau! . . . Denken Sie einmal, wir gehen heut abend ins Theater. O, das ist eine ganze Geschichte, teuer darf es nämlich nicht kommen. . . Aber Paul hat ein kleines Restaurant ausfindig gemacht, in welchem wir für fünfunddreißig Sous pro Kopf schwelgen. . .“

Jordan, der soeben heraufkam, fiel seiner Frau ins Wort.

„Zwei Gänge, ein Vierteldchen Wein und Brot nach Belieben.“

„Und dann,“ fuhr Marcelle weiter, „nehmen wir keinen Wagen; es ist so lustig, zu Fuß heimzugehen, wenn es sehr spät ist. . . Heute abend, da wir reiche Leute sind, nehmen wir einen Mandelkuchen für zwanzig Sous mit nach Hause. . . Ein kapitäles Fest, eine kolossale Schlemmerei!“

Und sie ging jubelnd am Arme ihres Mannes ab. Frau Karoline, die mit dem Ehepaar ins Wartezimmer zurückgekehrt war, hatte die Kraft wiedergefunden, zu lächeln.

„Biel Vergnügen!“ stammelte sie mit bebender Stimme. Dann ging auch sie weg. Sie liebte Saccard. Ihr Ersauern und ihren Schmerz darüber trug sie wie eine Wunde von demn, die sie nicht zeigen wollte.

VII.

Zwei Monate später, an einem grauen und milden Novembertag, ging Frau Karoline in den Zeichensaal hinaus, um sich sofort nach dem Frühstück an die Arbeit zu machen. Ihr Bruder, der damals in Konstantinopel mit seinem großen Unternehmen der Orientbahnen beschäftigt war, hatte sie nämlich gebeten, alle ehemals bei der ersten Reise von ihm gemachten Aufzeichnungen durchzusehen und danach eine Art Denkschrift zusammenzustellen, die gewissermaßen einen historischen Ueberblick über die Frage abgeben sollte. Seit zwei langen Wochen war sie nun bestrebt, sich ganz und gar in diese Arbeit zu vertiefen. An jenem Tage war es so warm, daß sie das Feuer ausgehen ließ und das Fenster öffnete, um einen Augenblick, ehe sie sich wieder an die Arbeit setzte, die großen, nackten Bäume des Hotel Beauvilliers zu betrachten, die blaßviolett vom fahlen Himmel sich abhoben.

Sie schrieb seit einer halben Stunde, als sie infolge des Fehlens eines Schriftstückes längere Zeit unter den auf ihrem Tisch aufgestapelten Aktenbündeln zu suchen begann. Dann erhob sie sich, wühlte in andren Papieren und kam mit gefüllten Händen wieder an den Tisch. Beim Durchmustern dieser fliegenden Blätter stieß sie auf fromme Bildchen: eine buntfarbige Ansicht des heiligen Grabes, nebst einem mit den Passionswerkzeugen umrahmten Gebet, unfehlbar zur Sicherung des gefährdeten Seelenheils in der Not. Jetzt erinnerte sie sich: ihr Bruder, dieses große, fromme Kind, hatte die Bildchen in Jerusalem gekauft. Plötzliche Rührung kam über sie, Thränen netzten ihre Wangen. O, dieser hochbegabte, lange verkannte Bruder, wie glücklich war er, daß er noch glaubte, daß er bei dieser kindlichen Bonbonschachtel-Darstellung des heiligen Grabes nicht lächeln mußte, sondern aus seinem Glauben an die Wirksamkeit dieses Gebetes in Zunderbäderreimen ruhige, heitere Kraft schöpfte!

Am Tage nach dem rohen Zufall, durch welchen sie das Verhältnis zwischen Saccard und der Baronin Sandorff erfuhr, hatte Frau Karoline mit vollem Aufwand ihrer ganzen Willenskraft sich gegen das Bedürfnis angestemmt, die beiden zu überwachen und alles zu erforschen. Sie war ja nicht die Frau dieses Menschen, sie wollte auch nicht seine leidenschaftliche, bis zum Skandal eifersüchtige Geliebte sein.

Seit zehn Minuten hatte sich Frau Karoline gefast wieder hinter ihren Bericht gesetzt, als der Diener hereinkam und meldete, daß Charles, ein tags zuvor entlassener Kutscher, durchaus die gnädige Frau sprechen wollte. Saccard hatte den Menschen selbst angestellt und dann bei einem Haserdiebstahl ertappt. Nach einigem Schwanken empfing sie ihn doch.

Ein großer, stattlicher Bursche, Hals und Gesicht glatt rasiert, mit der Zuversicht und der eingebildeten Miene jener Männer dahertänzelnd, die sich von den Frauen bezahlen lassen, trat Charles frech ins Zimmer:

„Gnädige Frau, ich komme wegen der zwei Hemden, die die Wäscherin mir verdorben hat und mir nicht zahlen will. . . Nebenfalls meint die gnädige Frau nicht, daß ich einen solchen Verlust erleiden kann. . . Und da die gnädige Frau verantwortlich ist, so verlange ich Vergütung für meine Hemden. . . Ja, ich verlange fünfzehn Frank. . .“

In solchen Haushaltungsfragen war sie sehr streng; vielleicht hätte sie die fünfzehn Frank gegeben, um jeden Wortwechsel zu vermeiden, aber die Unerschämtheit dieses erst gestern auf frischer That abgefahten Menschen empörte sie.

„Ich bin Ihnen nichts schuldig und gebe Ihnen auch keinen Sou. . . Uebrigens hat mich der Herr gewarnt und mir ausdrücklich verboten, irgend etwas für Sie zu thun.“

Da trat Charles drohend näher.

„So! Das hat der Herr gesagt! Ich dachte es mir; er hat aber unrecht gehabt, der Herr, denn jetzt geht der Spaß los. . . Ich bin nicht so dumm, um nicht gemerkt zu haben, daß die gnädige Frau seine Geliebte ist. . .“

Errotend fuhr Frau Karoline auf und wollte ihn hinausjagen. Aber er ließ ihr keine Zeit dazu und fuhr lauter fort: „Vielleicht wird die gnädige Frau auch froh sein, zu erfahren, wo der Herr zwei- oder dreimal wöchentlich von vier bis sechs Uhr hingeht, wenn er sicher ist, die Betreffende allein zu finden . . .“

Sie war plötzlich sehr blaß geworden, alles Blut wallte ihr zum Herzen zurück. Mit heftiger Geberde suchte sie diese Aufklärung, der sie seit zwei Monaten aus dem Wege ging, dem Menschen in die Kehle zurückzudrängen.

„Ich verbiete es Ihnen . . .“
Aber Charles schrie noch lauter als sie.

„Die Frau Baronin von Sandorff meine ich . . . Herr Delcambre, der sie unterhält, hat für ungestörte Zusammenkünfte eine kleine Parterrewohnung in der Rue Caumartin gemietet, fast an der Ecke der Rue Saint-Nicolas, im Hause mit dem Obfildaden . . .“

Sie hatte den Arm nach der Klingel ausgestreckt, um den Menschen hinauswerfen zu lassen; aber er hatte sicherlich in Gegenwart der Dienerschaft weiter geredet.

„Das heißt . . . Ich habe nämlich eine Freundin dort, die Kammerzofe Clarisse . . .“

„Still! Clender! . . . Da haben Sie Ihre fünfzehn Frank.“

Mit unsäglichem Ekel händigte sie ihm das Geld ein. Sie sah ein, daß dies die einzige Art wäre, ihn fortzubringen. In der That wurde er sofort wieder höflich.

„Ich mein's ja nur gut mit der gnädigen Frau . . . Das Haus mit dem Obfildaden, hinten im Hof . . . Heute ist Donnerstag, es ist schon vier Uhr; wenn die gnädige Frau das Paar überrumpeln will . . .“

Sie drängte ihn nach der Thür hin, afschahl und mit zusammengebissener Lippen.

Endlich war der Mensch fort. Einige Sekunden blieb Frau Karoline sinnend und regungslos stehen. Dann sank sie kraftlos mit einem langgedehnten Seufzer vor ihrem Arbeitstisch nieder und ließ die Thränen reichlich rinnen, welche sie schon lange erstickten.

Diese Clarisse, eine magere Blondine, hatte nämlich ihre Herrin kürzlich verraten und Delcambre gegenüber sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß er die Baronin in diesem von ihm bezahlten Zimmer mit einem andren Manne überraschte. Zuerst hatte sie fünfshundert Frank gefordert. Da er aber sehr geizig war, mußte sie nach längerem Feilschen mit zweihundert Frank sich begnügen, die sie in dem Augenblick in die Hand bekam, wo sie Delcambre die Zimmerthüre öffnen würde.

Clarisse schloß in einem Kämmerchen neben dem Toilettezimmer. Die Baronin hatte aus Jartgefühl das Mädchen genommen, um der Portiersfrau das Besorgen der Zimmer nicht überlassen zu müssen. Da zwischen den einzelnen Zusammenkünften gar nichts zu thun war, lebte Clarisse meist müßig in der leeren Wohnung; sobald Delcambre oder Saccard sich einfand, verschwand sie bescheiden im Hintergrunde. Hier hatte sie Charles kennen gelernt. Sie hatte Charles als einen sehr brauchbaren und ehrlichen Burschen an Saccard empfohlen. Seitdem er entlassen war, teilte sie seinen Groll, um so mehr, als ihre Gnädige sich „schäbig“ bewies und sie eine Stelle in Aussicht hatte, die fünf Frank mehr monatlich abwarf. Zuerst wollte Charles an den Baron Sandorff schreiben; sie aber hatte es für späßiger und einträglicher erachtet, mit Delcambre eine Überrumpelung ins Werk zu setzen. An jenem Donnerstag war alles zum großen Schlag vorbereitet. Sie stand auf der Lauer.

Saccard kam um vier Uhr.

Draußen dunkelte es bereits. Die Läden waren geschlossen, die Gardinen sorgfältig vorgezogen.

Kaum war Saccard eingetroffen, als auch Delcambre angefahren kam. Der Generalstaatsanwalt Delcambre, der mit dem Kaiser persönlich verkehrte und zum Minister aufzurücken im Begriff stand, war ein dürrer und gelblicher Fünziger, von hohem Wuchs und feierlicher Haltung, dessen glattrasiertes, von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht die herbste Strenge ausdrückte. Seine scharf geschnittene Adlernase gab dem Gesicht einen Zug von rücksichtsloser Härte und pflichttreuer Unbarmherzigkeit. Als er mit seinem gewohnten, ernst gemessenen Schritte die Stufen hinaufflieg, bejaß er seine ganze Würde, seine ganze kalte Haltung der großen Gerichtstage. Im Hause kannte ihn niemand, er kam gewöhnlich erst nach Anbruch der Dunkelheit.

Clarisse erwartete ihn im engen Vorzimmerchen.

„Der Herr möge nur mit mir gehen. Ich bitte dringend, ja keinen Lärm zu machen.“

Er zögerte: weshalb nicht sogleich zur Thüre herein, die unmittelbar ins Zimmer führte? Aber sie setzte ihm mit fast unhörbarer Stimme auseinander, der Riegel sei gewiß vorgeschoben, man müßte also die Thüre einschlagen, so daß die Gnädige gewarnt würde und Zeit bekäme, die Sache zu bemänteln. Nein, sie wollte vielmehr, daß er die Baronin in eben dem Zustande überraschte, in welchem sie dieselbe eines Tages gesehen hätte, als sie einen Blick durchs Schlüsselloch wagte. Dafür hatte sie etwas ganz Einfaches ausgedacht. Ehemals stand ihre Kammer mit dem Toilettezimmerchen durch eine jetzt verschlossene Thüre in Verbindung; da aber der Schlüssel nur in eine Schublade geworfen worden war, hatte sie denselben hervorgeholt und die Thüre wieder geöffnet. Somit konnte man jetzt vermittelst dieser früher verschlossenen und in Vergessenheit geratenen Thüre geräuschlos ins Toilettezimmer gelangen, welches von dem großen Gemach nur durch eine Portiere getrennt war.

„Der Herr möge sich ganz auf mich verlassen. Ich habe ja Interesse am Gelingen, nicht wahr?“

Sie schlich zur halbgeöffneten Thüre hinein und verschwand auf einen Augenblick. Delcambre blieb allein in dem engen Magdkämmerchen mit dem noch ungeordneten Bett und der mit Seifenwasser gefüllten Waserschüssel; ihren Koffer hatte Clarisse schon am Vormittag fortgeschafft, um sogleich nach dem Streich sich aus dem Staube machen zu können. Bald kam sie zurück und schloß die Thüre wieder leise zu.

„Der Herr möge sich noch etwas gedulden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mann im Mond.

Auf den Mond ist in neueren Zeiten bekanntlich bloß ein Vertreter des Menschengeschlechts gelangt: der Freiherr von Münchhausen, abenteuerlichen Angebens. Dieser vielgewandte Tausendkünstler war dem auch freilich gleich zweimal da. Das eine Mal wollte er seine silberne Art wiederholen, die, mit allzu viel Schwungkraft geschleudert, bis auf die Silberfläche am Himmel gestiegen war. Ueber der mühsamen Arbeit des Suchens von Silber auf Silber und der Sorge um die Rückkehr, die mit Hilfe eines immer von neuem oben ab- und unten wieder angeknüpften Seides bewerkstelligt werden mußte, weil die zum Aufstieg benutzte türkische Bohne mittlerweile ausgetrocknet war, scheint dem witzbegierigen Baron keine Zeit geblieben zu sein, die Mondnatur näher zu erforschen. Er holte das doppelt und dreifach nach, als er zum zweitenmal oben war. In der Gegend von Tahiti durch einen Orkan tausend Meilen hoch in die Luft geführt, gelangte sein Schiff nach sechs Wochen auf den schimmernden Mond. Er fand ihn von Eingeborenen bevölkert, deren Mindestmaß 36 Fuß betrug, die ihren auf- und zuschießbaren Bauch von der Seite her zwölfmal jährlich mit Nahrung füllten, die im Striege Rettige und Spargelstengel als Wurgeschosse brauchten und auf dreißpitzigen Geiern ritten. Diese Kleinigkeiten haben ja nun für jeden, der schon etwas von den wunderbaren Erlebnissen des vielgereisten Barons vernommen hat, weiter nichts Erstaunliches. Befremdend wirkt bloß, daß Münchhausen ein vollständiges Stillschweigen beobachtet über den einen Irdischen, der vor ihm die Tour auf den Mond gemacht und nolens volens sein dauerndes Quartier daselbst aufgeschlagen hat: über den Mann im Mond.

Soll das etwa heißen, daß der wahrheitsliebende Hannoveraner die Geschichte seines Vorgängers in der Mondbesteigung für Schwindel erklären will? Das wäre sehr unklug von ihm. Denn für die Wahrheit seiner eignen Wunderlebnisse spricht nur, daß er's selber gesagt hat, für die Wirklichkeit des Mannes im Monde dagegen der „consensus gentium“, die Uebereinstimmung aller Völker. Dieses Schlagwort marschirt vorzugsweise auf unter den herkömmlichen Beweisen für das Dasein eines persönlichen Gottes und will sagen, daß eine Vorstellung, die sich allüberall unter Menschen findet, für ewige Wahrheit zu gelten habe. Die logische Schlüssigkeit dieses Beweisgrundes vorausgesetzt, läßt sich gar nicht bezweifeln, daß die dunklen Flecken, die man in mondhellten Nächten auf der Silberseite am Firmament wahrnimmt, ein verpflanztes Lebewesen unsrer Erde darstellen. Die Vorstellung findet sich nämlich bei den verschiedensten Völkern auf dem Erdenrund — Oskar Rejchel hat eine Menge solcher Ueberlieferungen zusammengetragen — und nur darüber bestehen kleine Meinungsverschiedenheiten, mit wem und warum sich die Besetzung auf den Mond zugetragen hat.

Darüber sind sich schon die europäischen Völker nicht ganz einig. Die gangbarste deutsche Vorstellung faßt schon der alte Regenberg in die Worte: „Der mon hat in im swarz fleden, und spredent die laien, ez siz ain man mit ainer dornpühd in dem monen.“ Neben der Meinung, daß er eine am Sonntag gestohlene Holzbirde trage, von deren Verbreitung das Sprichwort zeugt: „Der Mann im Monde

hat das Holz gestohlen," findet sich auch die, daß es eine Frau sei, die am Sonntag gesponnen habe. Ein wenig anders wieder malt sich die Sache in den alten Ueberlieferungen der Lausitzer Wenden. Danach bereitete ein Mann am Sonntag Mist aus. Ein kleiner Mann trat zu ihm mit der Frage, warum er das am Ruhetage thue und ob er dafür lieber in die Sonne oder in den Mond wolle. Die Sonne war dem Sünder zu heiß, und so zog er den Mond als Aufenthaltsort vor. Seitdem hat der Mond das Gesicht: „es zeigt ganz deutlich den Mann, an seine Mistgabel gestemmt.“ Ihre skandinavischen Vetter in Schweden erkennen in den Mondflecken einen Knaben und ein Mädchen, die einen Eimer Wasser zwischen sich tragen. So war es schon zu Zeiten der „Argoßmutter“, der Edda. Mani, der Mond — so erzählt sie — stahl zwei Kinder von ihren Eltern und trug sie mit sich in den Himmel. Ihre Namen waren Hinki und Bil. Sie hatten Wasser geschöpft von der Quelle Brjgir, im Schlauch Soegr, der an der Stange Simul hing, die sie auf ihren Schultern trugen. Mit der deutschen Vorstellung stimmt die angelsächsische Tradition überein, auf die der englische Schriftsteller Alexander Nelson in seiner Schrift „Ueber die Natur der Dinge“ (gegen 1200) anspielt; er citirt einen alten lateinischen Vers: „Der Bauer im Mond, den eine Bürde niederdrückt, zeigt durch seine Dornen, daß Diebstahl niemand frommt.“ In Shakespeares „Sturm“ hintwiederum erscheint noch ein Hund als Zuhörer des Mannes im Mond: hier und im „Sommer-nachträum“ verulkst der Dichter den alten Volksglauben. Er war inzwischen bereits nach christlichen Bedürfnissen umgestaltet worden. Der Mann im Mond sollte jener biblische Zevler sein, den Gott von den Kindern Israels steinigend ließ, weil er am Sabbat Holz gelesen hatte. In Italien hielt man, etwa um dieselbe Zeit, wie eine Stelle bei Dante zeigt, den Brudermörder Cain für den Mann im Mond.

Führt man nun nach irgend einem Münchhausenschen oder Jules Verneschen Rezept von unsren Erdjirichen quer durch den Globus durch, daß man bei den Antipoden der Südsee wieder zu Tage kommt, so stößt man gleich auf mehrere Erklärungen der Mondflecken bei verschiedenen Eingeborenenstämmen. Auf Samoa erzählt sich das Volk, bei einer Hungersnot habe Sina mit ihrem Kinde im Zwielicht gefessen und ein Stück Kinde vom Maulbeerbaum zu Kleiderzeug zurechtgeschlopf. Der heraufsteigende Mond erschien den Augen der Hungrigen wie eine große Droifrucht, und sie rief: „Warum kannst du nicht herabkommen und meinem Kind einen Bißchen von dir gönnen?“ Aufgebracht über diese dreiste Zumutung, kam der Mond eilends herab und nahm Mutter, Kind, Hammer und Aopfbrett mit sich gen Himmel. Darum heißt es auf Samoa: „Schaut droben Sina und ihr Kind und ihren Hammer und ihr Brett.“

Auf der Insel Karotonga im Cooksarchipel weiß man folgendes zu erzählen: Eine Göttin gebar einen Sohn, dessen Vaterschaft sich zwei Götter streitig machten, und zwar merkwürdigerweise nicht in dem Sinne, daß keiner es gewesen sein wollte, sondern daß jeder sich für den Erzeuger ausgab. Die Sache war nicht auszumachen, und so lautete der salomonische Entscheid dahin, daß die beiden sich in das Kind teilen sollten. Der eine bekam Kopf und Schultern und schleuderte sie zum Himmel empor, wo die Sonne daraus wurde. Der andre Gott warf seine Hälfte als nutzlos in den Busch. Als der erste dies vernahm, wandte er sich an den Kollegen mit der Bitte, ihm das Begegeworfene zu überlassen. So geschah es auch. Und er warf diese Hälfte gleichfalls ans Firmament, von wo sie uns nächtllich als Mond leuchtet. Wenn dieser die Hörner zeigt, so sieht man die Beine des Knaben, die dunklen Stellen aber sind Verwesungsflecken aus der Zeit, als das Fleisch im Busch faulte.

Der Mongolenstamm der Butäten in Centralasien wendet die Sache etwas anders. Es lebte einmal ein Mann mit seiner Frau im Walde. Sie hatten eines Tages ihr Töchterchen zum Wasserholen ausgesandt. Da es zu lange ausblieb, ward die Mutter ärgerlich und verzmünfte es in Sonne und Mond. Die Sonne ergriff es zuerst, überließ es aber an Bruder Mond, weil dieser auf seiner nächtllichen Bahn eines Wächters bedürftiger zu sein meinte. Das Mädchen hatte vor Schreck, als es die beiden Himmelskörper auf sich zurück sah, nach den Zweigen eines Busches gegriffen und hielt sie noch in der Hand, als der Mond es emportrug. Sie ist also nun mit Wänterbüschel und Wasserkrug in den Händen im Monde zu sehen. Originell ist auch die Erklärung der Mondflecken, die sich bei den Eskimos findet. Sie meinen, der Mond sei der Bruder der weiblichen Sonne. Bei Verfinsternungen liebkoften die Geschwister einander, und die Spuren von den rissigen Händen der Sonne sind im Antlitz des Mondes als Flecken sichtbar.

Nicht überall hat man sich im Mond ein Wesen von menschlicher Gestalt gedacht. In Indien z. B. hat man schon in uralten Zeiten die Mondflecken als einen Hasen gedeutet, wie ein Märchen im Gita-padesa zeigt. Daher heißt der Mond „Hasenträger“; daneben freilich haben andre Jnder ein Reh in seiner Zeichnung erblickt und ihn darum Rehräger getauft. Japanische Augen haben in den Mondflecken ein Kaninchen erkannt, das in einem Mörser mit der Keule Reislörner stößt. Der Hase spielt auch eine Rolle im Mondmythus der Ramagna-Gottentoten, ohne freilich etwas mit den Flecken zu schaffen zu haben, die als Mann im Mond gedeutet werden.

Die Liste ähnlicher Deutungen der Mondflecken, wie die mitgetheilten sind, ließe sich noch verlängern. Aber es sind ihrer schon genug, um erkennen zu lassen, daß von Urzeiten her bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Ländern der Mann im Mond als besriedigende Erklärung eines auffälligen Naturphänomens gegolten hat. Der grübelnde Verstand der Gelehrten allerdings hat sich schon früh mit dieser merkwürdigen Ausgeburt

einer kindlichen Phantasie nicht genügen lassen. Schon der alte Heraklit suchte nach einer wissenschaftlichen Erklärung. Im fünften Jahrhundert v. Chr. verfertigte der Philosoph Anaxagoras bereits Mondarten, Zeichnungen der Mondflecken, die er für Höhen und Tiefen der Mondoberfläche hielt. So spricht auch Demotrit schon von Gebirgen und Thälern des Mondes, und später wurden sogar etliche Flecken bereits mit Namen versehen: Ebene der Persephone, elysäische Felder usw. Der griechische Geschichtsschreiber Plutarch hat uns ein besonderes Schriftchen: „Ueber das Gesicht im Mond“ hinterlassen, dessen Echtheit allerdings nicht ganz zweifellos ist. Darin werden in Gesprächsform alle Theorien diskutirt, die im Altertum aufgestellt worden sind, um die Mondflecken wissenschaftlich zu erklären. Die originellste darunter ist die des Agesanax, der im Mond eine glänzende Spiegelscheibe sah. Die Flecken darauf stellten eine Reflektierung der Erdoberfläche dar: die hellen Stellen rührten von den Festlanden, die dunklen von dem Mittelmeer her. Diese Hypothese ist oder war wenigstens noch neuerdings, wie Humboldt im „Kosmos“ mitteilt, in Persien sehr verbreitet. Ein gebildeter Perser, der durch das Fernrohr die Mondflecken betrachtete, meinte: „Was wir dort im Mond sehen, sind wir selbst; es ist die Karte unsrer Erde.“

Solange man den Mond nur mit unbewaffnetem Auge betrachten konnte, standen die wissenschaftlichen Erklärungen seiner Flecken immer noch auf recht schwachen Füßen. Noch im Mittelalter haben berühmte Gelehrte Beschreibungen der Mondoberfläche geliefert, die mitunter mit dem urzeitlichen Mythos vom Mann im Mond ver-zweifelte Aehnlichkeit haben. Der größte deutsche Naturforscher des Mittelalters, Albertus Magnus, läßt sich noch im 13. Jahrhundert folgendermaßen über die Mondflecken vernehmen: „Wir behaupten, daß diese Zeichnung des Mond selbst angehört, der seinen Stoffen nach der Erde gleicht. Bei öfterer und schärferer Betrachtung dieser Schattenstellen gewahren wir, daß sie sich von dem östlichen nach dem unteren Rande erstrecken und einem Drachen gleichen, der seinen Kopf nach Westen, seinen Schweif längs dem unteren Nordrande nach Osten richtet. Der Schweif selbst endigt nicht in einer Spitze, sondern in Gestalt eines Blattes mit drei sich begrenzenden Vogenlinien. Auf dem Rücken des Drachens aber erhebt sich das Bild eines Baumes, dessen Zweige, von der Mitte des Stammes aus, sich nach dem unteren und östlichen Rande des Mondes senken. Auf die Krümmung des Stammes aber stützt sich mit Kopf und Ellenbogen ein Mensch, dessen Schenkel von oben herabreichen nach den westlichen Teilen. Dieser Gestalt schreiben die Astrologen beherrschende Einflüsse zu.“ Um dieselbe Zeit wollte Ristoro d'Arezzo im Mond bloß ein menschliches Gesicht sehen.

All diesen phantastischen Spielereien setzte die Erfindung des Fernrohrs definitiv ein Ziel. Das Ende des Mannes im Mond war da. Er ist nun bloß noch Nährstoff für die Phantasie von Kindern und kindlichen Gemüthern. Jean Paul mag wohl recht haben, wenn er in „Quintus Fixlein“ sagt: „Es ist leider kein Geheimnis, daß schon tausend Mädchen kopulirert und beerdigt worden, die jene silberne Welt droben wirklich für nichts andres gehalten haben, als für einen recht hübschen Suppenteller von himmlischem Zinn, der mit dem Mondmann, wie das englische mit einem Engel, gestempelt ist.“ Diese Schönen müssen aber, wie ihr Glaubensgenosse Caliban bei Shakespeare, selber ziemlich ausgewachsene Mondälber gewesen sein.
Dr. A. Conrad y.

Kleines feuilleton.

— Aus dem Beschwerdebuch einer Eisenbahnstation bringt die „Frankfurter Zeitung“ verschiedene Proben. Einiges sehen wir hierher:

De Man an de lake geit me la karl zu mein Soh heit am funda for ussi de kundsdaß a wos hobt ihr baut döß Biedzeich vun bau wamme net la fare. Michel Steffen.

(Das biedere Bäuerlein war nicht zu bewegen, sein Reiseziel anzugeben — er wußte es selbst nicht.)

Herr Kassir Schmit hat gestern mein Sohn Grobheide gemacht wegen dem er hat eine Redurkart gewolt und hat eine einfache geben und er wolte ja eine Redurkart und hat im die greichde Grobheide gemacht und schlecht im das Fenster zu.

M. D. Handelsmann.

Ich komm ebe mit dem leychte Zug von L. und wollt in D. aussteige weil ich dort wohn. Ich bin ein bissel eingemid und der Schaffner hat mich nicht gewedt und bin bis hier gefahre wo ich nicht wollt. Jetzt muß ich heimlaufe und dagegen protestir ich und der Schaffner hätt mich wecken sollen. Erliche ihm das klar zu machen. J. R. Bürgermeister.

Zu wos ich de Eisebah do for de Zeit se fähre warum bin ich nimmeh mitum der mit de robe Kay is schuld ich haun 2 Sätum se laafe bis runner an de bah do hätt mer doch a bißl worde femme verichtame ich haun 70 mitgemach um e Kuchl im Ven alle nig for ungut. Es grüßt Daniel Schudler.

Ich Peter Gutmann bin bei jedem Zuge schände abgewiesen worden. Das Gedräng war zu arg und einer sagt ich sei betrunken. Und der Zug ist abgefahren ohne mich und ich glaubte er ging nach

S. Ich Unterzeichneter gehe bis Berlin bis ich zu meinem Recht komme. Weil der Beamte meine Beschwerde noch schände abgewiesen hat.

Peter Gutmann, Maurermeister.

Am Mittwoch den 7. Oktober in S. aufgegebenes Frachtgut kam schon am 11. Oktober glücklich in meinen Besitz; Vier Tage für 11 Stunden. Ich statte hiernit der Betriebs Direktion meinen verbindlichsten Dank ab für die gute und schnelle Beförderung. Ablerorden und Brillantnadeln hab ich leider nicht zu vergeben, aber sollte das Gut, das ich heute mit Versicherung aufgabe, wieder solang brauchen, so sprechen wir uns weiter durch meinen Rechtsanwalt.

Fridolin Kekerle,
Schaubudenbesitzer und
Vorstand des Vereins reisender Künstler.

Ich bin genöthigt beschwörde zu schelten gege Karline Rickfeller da mir uff de Mark gefohre sin hier. Die Karline hat sich uff mei Eierkorb gesetzt sind fußzehn Schid verbrochen unn nu will se die Karline net zahle, wen die Karline net zahl muss der Karte zwiuder zahle er hat die Karline ringethu hat.

Vinche Kudel
Eier un Gemüs.

Michael Fromm und noch 2 beschwärt gegen die Eisebahn in R. Ich und meine Kamerade fahre nimer mit. —

Kulturgeschichtliches.

— Interessante Beiträge zur Geschichte der Zinkerei hat der Direktor der Wiener Hofbibliothek, Karabocel, in einer Wienzucht-Ausstellung vorgeführt, die in diesen Tagen in Wien stattfand. Aus dem 7. Jahrhundert konnte er eine Handschrift in griechischer Sprache auslegen, die eines Wienzüchters Phib erwähnt, der sich in der Hauptstadt Mittelagyptens, Arsinoe, niedergelassen und ein selbständiges Gewerbe getrieben. Eine arabische Urkunde vom 17. Juli 823 zeigt einen Warenaustausch: der Käsehändler Zif tauschte seine Ware mit dem Kammerdiener Konstantin um Honigwaben. Aus demselben Jahrhundert stammt eine arabische Orde betreffend eine größere Honiglieferei. Faruach ihn Haruf wird beauftragt, 200 Kestes (Maß) Ambra-honig und 100 Kestes Schlauchhonig zu liefern. Von höchstem Interesse ist der Bericht eines ägyptischen Landwirthes (10. Jahrhundert) an den Zuderbäder Samuelin Hermupolis, worin er Auskunft giebt über seine Zuderrohr-Plantagen, über Ablieferung von Kandiszuder, Melasse (Honig) in Krügen. Zum erstenmal wird hier, wie die „R. Fr. Pr.“ schreibt, das eigentliche Zuderrohr erwähnt, verschieden von dem saccharum, dem Rohrzucker der Alten, das ein Jahrhundert später die Kreuzfahrer in Tripolis auffanden und ihm den Namen Zukra beilegte. Dieses Document, gleich den vorigen aus dem Papyrus Erzherzog Rainer, ist zugleich die älteste Probe des Leinenlumpen-Papieres. Es folgen einige Naturgeschichten. Die arabische des Kazwini († 1283), auch ins Persische übersetzt, die des berühmten Aegypters Damiri († 1425), der später nach Indien auswanderte, des scharfsinnigsten Beobachters des Tierlebens, stark benützt von Buffon und Brehm, und seines Schülers Damamini. Im Abendlande pflanzte sich die Wissenschaft der Wienzucht durch mündliche Ueberlieferung fort, die Naturgeschichte wurde gänzlich vernachlässigt, vereinzelt findet sich in einer Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts eine Abhandlung über Uripfung und Vermehrung der Bienen. Das erste Druckwerk, welches einen Aufsatz über das Leben der Bienen und die Bereitung des Honigs enthält, ist aus der Feder des Bartholomäus von Glanvilla zu Nürnberg bei Koburger im Jahre 1483 erschienen, ein Jahrhundert später erschien Jakob Nidels erste selbständige Schrift: „Gründlicher und nützlicher Unterricht — von wartunge der Bienen. Aus wahrer erfahrung zusammengetragen.“ Eine Bignette verjümmelt die Legende, wie Simfon, der Nationalheld der Hebräer, in der Wüste von Kanaan einen Löwen, der ihn anfiel, zerrissen, und als er nach einiger Zeit diese Stelle wieder besuchte, fand er im Löwenwachen einen Bienenjchwarm. Als nächster Schriftsteller kommt Magister Andreas Piel (Picus), Pfarrherr zu Wyhelstein in Württemberg, vor, dessen „Büchlin oder Tractelken von den Ihmen“ in Tübingen 1592 gedruckt wurde. Im 18. Jahrhundert mehrten sich die Schriften über Wienzucht; es waren besonders die Vereine der Zeiblergesellschaften, die zur Vermehrung populärer Bücher beitrugen. Der bedeutendste solche Verein war die „Delonomische Wienzugesellschaft in Ober-Rausch“, deren erste „Abhandlungen“ vom Jahre 1766 vorliegen. —

Aus dem Tierleben.

— Die Darrsucht bei Hühnern und Stuben-vögeln. Bei Hühnern und Stubenvögeln macht sich zuweilen eine Krankheit bemerkbar, die auf der Störung eines unscheinbaren Organs beruht und zwar der am Würzel jedes Vogels befindlichen Fettdrüse. Im normalen Zustande sammelt sich in dieser Drüse Fett an, welches der Vogel benützt, um dem spröde werdenden Gefieder Fett zuzuführen, damit sich die nötige Elastizität in der Feder wieder einstelle; die Farben des Gefieders erscheinen damit auch wieder im früheren Glanze. Man kann oft beobachten, daß sich Hühner oder andre Vögel mit dem Schnabel am Würzel zu schaffen machen; sie wehen dort hin und her und

entziehen so der Drüse das Fett, das sie dann mit dem Schnabel ins Gefieder streichen und dort verteilen. So ist der Vogel im Stande, sein Gefieder wieder aufzurichten. Die Fettdrüse ist demnach ein unentbehrlicher Apparat, und wenn sich dort Störungen zeigen, müssen sie auch auf das Allgemeinbefinden des Tieres Einfluß haben. Störungen äußern sich größtenteils dadurch, daß der Fettstoff in der Drüse erhärtet, was wieder meistens darauf zurückzuführen sein dürfte, daß den Tieren zu hitziges Futter gereicht wurde, das den Fettandrang zur Drüse erhöhte und deren Ueberfüllung hervorrief. Die an der Darre leidenden Tiere werden matt und traurig, lassen die Flügel hängen und sitzen mit gestäubtem Gefieder da; sie sondern sich gewöhnlich vom andren Hausgeflügel ab und zeigen wenig Appetit. Im Anfange kann man dem Uebel dadurch beikommen, daß man die Drüse täglich einige Male mit reinem Olivenöl einsetzt und daß man den Tieren zartes, saftiges Grünfutter vorsetzt, wodurch oft eine Besserung erfolgt. Stellt sich die Besserung jedoch nicht ein, so daß die Drüse schon einer Entzündung unterliegt oder sich gar schon Eiterung einstellt, so muß auf operative Weise eingegriffen werden, indem vorsichtig ein Einschnitt gemacht und der Inhalt der Drüse ausgedrückt wird. Die Wunde muß dann mit Karbolsalbe eingerieben werden. Daß die Darrsucht keine oberflächliche Krankheit ist, beweist die Thatsache, daß sich größtenteils bei Verschleppung Tuberkulose (Schwindsucht) einstellt, an welcher die Tiere schließlich eingehen; es ist deshalb dringend nötig, ganz besonders die ersten Anfänge der Krankheit zu beobachten, weil nur dann in der Regel auf Heilung zu hoffen ist. — („Merkus“.)

Humoristisches.

— Was der Sportberichterstatler schreibt: „... Und wie schon die liebliche Naufilaa sich erfreute an dem heiteren Spiele des Balles, so erfreut sich auch die deutsche Jugend in harmonischem und anmutreichem Rhythmus der Bewegung des herrlichen urgermanischen Spieles, das sie gesund an Geist und Körper erhält. Totgetreten wurden beim gestrigen Frühlings-Match nur Fritz Müller, Franz Lehmann und Waltherr Neubert...“ —

— Naturgenuß. Ein Dauerradler, der die Gegend nur nach der Zeit beurteilte, die er auf sie verwenden mußte, hatte das Malheur, umzukippen. Sein Rad flog links, er flog rechts. Platt lag er auf dem Bauch wie ein geprellter Frosch. Da reißt er die Augen auf und staunt vor sich das prachtvolle Gebirgs Panorama an. „Gottgott“, ruft er, „s ist doch en Glück, daß man 'mal un-schmeißt, sonst hätt' man ja rein gar nichts von der schönen Natur.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Von John Henry Madays „Die Anarchisten“ ist jetzt bei Karl Henschel u. Co. (Berlin und Leipzig) eine neue Ausgabe erschienen. —

— Ein Abendblatt, das ausschließlich von Frauen redigiert und hergestellt wird, soll in Chicago demnächst herauskommen; die neue Zeitung wird kein Organ der Frauenbewegung, sondern ein modernes Nachrichtenblatt sein. —

— Ferdinand Bonn übernimmt vom Herbst 1905 an die Leitung des Berliner Theaters. —

— „Die Pariserin“, Schauspiel von Henry Becque, wird die erste deutsche Aufführung in der nächsten Woche im Elberfelder Stadttheater erleben. —

— In der SeceSSIONS-Ausstellung wurden bisher u. a. verkauft: Leisilow „Kirche“, Gaul „Fischotter“ (Bronze), Brandenburg „Stille im Walde“, Klinsch „Mädchen mit Spiegel“ (Bronze), Reumier „Heimkehrende Fischer“ (Bronze). —

— Die Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden haben Lehrwerkstätten zur Ausbildung von Kunsthandwerkern eingerichtet. —

— Die Münchener Künstlervereinigung „Luitpold-Gruppe“ wird von Ende Mai bis Ende Juni im Künstlerhaus (Bellevuestr. 3) Werke ihrer Mitglieder ausstellen. —

— Religionsstatistik der Erde. Direktor H. Zeller vom Statistischen Amt in Stuttgart schätzt die Summe aller Erdbewohner auf rund 1 544 510 000. Von diesen sind 534 940 000 Christen, 10 860 000 Israeliten, 175 290 000 Mohammedaner und 823 420 000 gehören andren Religionsbekenntnissen an, 300 Millionen sind Konfusse-Anhänger, 214 Millionen Brahmanen, 121 Millionen Buddhisten. Auf je 1000 Menschen kommen nach Zellers Statistik 348 Christen, 7 Israeliten, 114 Mohammedaner und 523 Angehörige andrer Religionen. —

— Ein gutes Weinjahr war das Jahr 1539; damals gab es so viel Wein, daß sich der Spruch erhielt: „Tausendfünfhundertdreißigundneun galten die Maß mehr als der Wein.“ Statt nun den alten geringen Wein auszuschütten, kam, so erzählen die „Münchener Neuesten Nachrichten“, ein Gutsherr auf den Gedanken, ihn durch Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten in der Woche einen Tag zusammenkommen; ungemessen ergoß sich der Wein in ihre durstigen Röhren und erbigte die Köpfe. Streit und Verlegungen waren die Folge davon, und die deswegen verhängten Strafen trugen dem Edelmann als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. —